Mit dem Film wird es nichts. Hedwig ist mit der Straßenbahn heimgefahren. Hella und Hans gehen durch den Frühlingswald. Im frohen kameradschaftlichen Geplauder löst sich der Examensballast, der Hellas Seele verkrustet hatte. Sie hört eine Drossel flöten, sieht durch die Baumkrone den Sternenhimmel und fühlt die Weichheit der Lenzluft. Wie Schuppen fallen die Themen der Unterrichtsfächer von ihr ab. Als Hans beim Abschied sagt: „Ich möchte Sie öfter sehen, Fräulein Hella!“, erwidert sie: „Ich sage nicht nein und nicht ja. Ich danke Ihnen, daß Sie mir halfen, in der Welt mehr als eine Reifeprüfung zu sehen. Noch einmal will ich geprüft werden. Diesmal von mir selber. Ich gehe in den Arbeitsdienst. Er ist zunächst der bessere Arzt als Sie. Bestehe ich die Prüfung fürs Leben, dann sehen wir uns wieder. Sie können sich auf mich verlassen. Denken Sie an mich!“

Hella fühlt einen flüchtigen Lippenhauch auf ihrer Stirn. Die Dunkelheit verdeckt ihre Röte. Rasch entzieht sie Hans ihre Hand und verschwindet im Hauseingang.

Schiffe, die sich nachts begegnen

Skizze von Frank Stoldt

In der Messe gab es lange Gesichter, als Busch, der Ladungsoffizier, vom Hauptkontor die Nachricht mitbrachte, „Taifun-Reimers“ sei als Kapitän auf ihr Ostasienschiff versetzt. Sie kannten ihn auf dem Dampfer schon lange vom Hörensagen. Von Wladiwostok bis Hongkong und von Singapore bis Suez war er wegen seines herrischen und bissigen Wesens verrufen. Das würde kein angenehmes Fahren werden ...

Eine Woche später lag das Schiff in Antwerpen und lud Stückgut für den Fernen Osten. Busch kam kopfschüttelnd aus dem Kartenhaus. „So freundlich sein und den Tiefgang ablesen!“ murmelte er vor sich hin. „Statt: In Dreiteufelsnamen, wie liegt der Kahn!“

Die Zusammenarbeit mit Kapitän Reimers fiel ganz anders aus, als seine Offiziere sie sich ausgemalt hatten. Der „Alte“, wie er trotz knapper fünfzig Jahre genannt wurde, war der freundlichste Vorgesetzte, den man sich denken konnte. Der Ladungsoffizier hatte ein unbehagliches Gefühl. Er nahm sich vor, den Kapitän auszufragen; nur eine gewisse Scheu hinderte ihn daran. Er fürchtete fast, aus einem schönen Traum zu erwachen und sich plötzlich jenem „Taifun-Reimers“ gegenüber zu finden, wie er aus den Erzählungen anderer Schiffsbesatzungen herausgeblickt hatte: finster, bissig, verschlossen. Busch wollte nicht an Wunder glauben, und doch hatte hier ein Leben jäh neuen Kurs genommen, ohne daß man den Grund ahnte!

Nebel im Englischen Kanal? Der Alte kam achtundvierzig Stunden nicht von der Brücke, nicht aus den Kleidern und — lächelte!

Südweststurm und Beidrehen in der Biskaya? Der Kapitän pfiff sich eins! Spanische Küste, Portugal, Gibraltar und das Mittelmeer — bei Kapitän Reimers herrschte nur blanker Sonnenschein, wo früher eine Regenböe die andere gejagt hatte!

Aber Busch brauchte nicht zu fragen. Einige Wochen später, auf der Fahrt von Hongkong nach Manila, erzählte der Alte von selbst. Sie lehnten auf der Kommandobrücke, über ihnen dehnte sich in mondloser Nacht das dunkle Himmelsgewölbe, funkelnd übersät von den Sternen der Tropen. Schräg hing das Kreuz des Südens über der Kimm. Durch die Nacht zog wie eine Erscheinung ein entgegenkommender Dampfer. Die erleuchteten Decks strahlten festlich, darüber blinkten Positionslampen und Fahrtlichter.

Die beiden Seeleute auf der Brücke sahen stumm hinüber. Der Kapitän räusperte sich und fing an, in die Nacht hinein vor sich hinzusprechen: „So ziehen wir Menschen auch aneinander vorbei. Ein schönes Bild, eine Erinnerung, das ist alles, was nachbleibt — manchmal das beste. Wir wissen nichts vom anderen, ein unbekannter Wille treibt jeden seine Straße, jeden nach seinem Ziel.

Sie haben sich gewundert, Busch, über mein verändertes Wesen? Das Leben hat mich rauh behandelt. Da dachte ich, ich müßte mit gleicher Münze zurückzahlen, die Schläge weitergeben, hauen, stechen, beißen nach allen Seiten! Warum sollten es andere besser haben als ich? Man sagt, wir Seeleute seien große Kinder, das mag wohl mehr als nur ein Korn Wahrheit enthalten.

Ich war noch ein junger Steuermann, als ich ein Mädchen kennen lernte — das Mädchen, Busch! Aber sie zählte erst fünfzehn und ich fünfundzwanzig. Es war ein paar Jahre vor dem Kriege auf dem Schützenfest einer Kleinstadt, ein Juniabend voll Lampions und Rosen, voll Wein, Jugend und verschwiegener Heckengänge. Wissen Sie? Ein Abend, wie wir ihn uns erträumen nach Wochen hier draußen unter fremden Sternen. So wie eigentlich unsere Heimat ist, solange wir ihr fern sind und wir sie heiß und inbrünstig lieben.

Dabei war alles sauber und ordentlich. Ich schenkte ihr einen Ring, den ich die Reise vorher in Colombo gekauft hatte. Es war eine kleine goldene Schlange mit Smaragdaugen. Das Mädchen wollte auf mich warten. Wir waren einander so sicher, daß ich nicht einmal nach ihrem Familiennamen fragte. Sie war zu Besuch bei Verwandten und gab mir ihr Bild. Niemals hat über einer verblichenen Karte eines Jungmanns Herz feuriger und ehrlicher geschlagen als meins.

Da fing das Leben an zu spielen und warf uns wie Bälle hin und her. Ich wollte erst etwas sein, ehe ich sie wieder suchte. Als ich so weit war, da fingen sie uns hier draußen ab und machten uns fünf Jahre zu Zivilgefangenen. Fünf Jahre! Sie wissen nicht, was das heißt, Busch! Zweitausend Tage eingesperrt sein, ohne Schuld — und das Leben verrinnt, und Sie werden älter, und Sie sind noch immer nichts.

Wir kamen in eine geknechtete Heimat zurück. Die Schiffe waren fort. Wir selbst waren verfemt und mußten noch einmal ganz von unten anfangen ...“

„Da wurde ich“ — der Alte zuckte die Achseln — „na ja, Taifun-Reimers! Sie wissen ja, kein Mensch konnte mir etwas recht machen. Alles ging zu langsam, alles zu träge, alles zu unordentlich. Ich tobte eben meinen Zorn nach außen hin aus. An sie dachte ich kaum mehr. Erst als ich Kapitän war, habe ich sie gesucht, Busch, nicht mehr überschwenglich — kühl, überlegend den alten verwehten Spuren nachforschend. Vor wenigen Wochen erfuhr ich, daß sie seit Jahren verheiratet sei, zwei Kinder habe und so weiter. Ich fuhr trotzdem hin. Es war mir, als suchte ich nach meiner Jugend, ich hatte eine große Bitterkeit im Herzen.

Ich fand sie schon als eine ältliche Frau, sie saß im Gastzimmer und stopfte Strümpfe. Sie war gar nicht schön. Ich wohnte bei ihnen, sie hatten eine kleine Gastwirtschaft auf dem Lande. Ueber meiner Tasse Roggenkaffee erzählte ich, daß ich Seemann wäre und nach China führe.

Da geht sie an eine Kommode, kramt in einem Schubfach und holt einen Ring heraus, eine kleine goldene Schlange mit Smaragdaugen. Sie küßt ihn und sagt ganz leise: ‚Ich habe ihn nie vergessen! Wenn Sie ihn einmal treffen, Kapitän, dann können Sie ihn an seinem Lachen erkennen. Er war so voll Frohsinn wie die Welt an einem Frühlingstag in der Jugend!‘ Dann erzählt sie mir die Geschichte jenes Sommerabends, wie sie gewartet hätte Jahre um Jahre, und wie sie schließlich gelernt hätte, daß nichts schöner sein könnte als die Erinnerung.

Sie hatte in Gedanken ein ganzes Leben mit jenem Jungmann verbracht, von dem sie nichts wußte als den Rufnamen. Und — lachen Sie ruhig, Busch! — ihr ältester Junge sah mir ähnlicher als seinem wirklichen Vater!

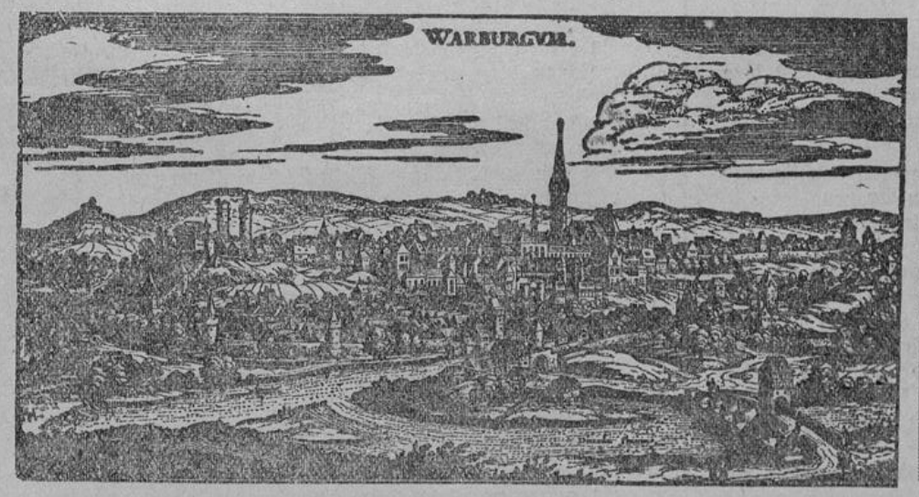
Ich habe nichts gesagt. Mir schmolz das Eis in der Brust. Es war, als ob ein eiserner Reif zersprang. Ich fand, ich hätte keinen Grund mehr, zu raufen und zu beißen. Das Leben war gut zu mir gewesen, darum kann ich nicht undankbar sein!“

Der Alte schwieg. Busch sann betroffen vor sich hin.

Von der Back schollen zwei Doppelschläge der Schiffsglocke. Auf dem Vordeck, im ungewissen Sternenlicht, hob der Ausgucksmann die Hände an den Mund und rief mit heller Stimme zur Brücke hinauf: „Die Lampen brennen!“

Der Alte reckte sich: „Sehen Sie, das ist die Hauptsache, Busch, Kurs halten und auf die Lampen passen! Gute Wache!“

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 42 | 29. Mai 1935 | 9. Jahrgang

Im grünen Rock

Militär- und Gesellschaftsroman von PAUL HAIN

Urheberrechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

(10. Fortsetzung)

Allgemeines Bravo. Die jungen Damen haben blitzblanke Augen und lecken schon genießerisch mit dem Zünglein über die Lippen.

„Es wird selbstverständlich nicht bei der einen Flasche bleiben, denn man wird eben nur einmal im Leben Leutnant.“

Erdmann wagt zu protestieren. Eine Flasche erscheint ihm reichlich genug. Und außerdem denkt er an den Kater, den er vor einigen Wochen anläßlich der seligen Himmelfahrt von Wedels Tante drei Tage lang mit sich herumgetragen hat. Aber Krummstädt ist so schön im Zuge, da gibt's keinen Widerspruch.

„Nichts zu machen. Sie haben überhaupt nicht zu protestieren. Da müssen Sie erst getauft werden. Und dann müssen Sie erst mündig werden. Und dazu haben Sie noch einundzwanzig Jahre Zeit! Bis dahin sind Sie längst Regimentskommandeur, wenn Sie weiterhin so brav sind, wie Sie sein wollen. Daß das nicht der Fall sein wird, dafür werden schon Ihre Kameraden sorgen. Und nun dürfen Sie schreien, wie das Täuflinge so an sich haben, und ich reiche Ihnen unter dem hoffentlich brausenden Beifall des jubelnden Volkes nunmehr die Flasche.“

Er hebt wirklich die Sektpulle zu Erdmann hin, die inzwischen von der Ordonnanz geöffnet worden ist, gießt dann aber doch schleunigst die Kelche voll. Der kleine Leutnant ist sehr rot geworden ob der schönen Rede, da ihm aber eine seiner reizenden Damen das Glas an den Mund hält, ist er gleich wieder versöhnt und läßt sich die Gelegenheit nicht entgehen, die hübsche, kleine Hand zu küssen. Das Glas trinkt er mit einem Zuge aus.

Wohlwollend nickt ihm Krummstädt zu:

„Ich glaube, wir werden uns noch sehr gut verstehen, Kamerad Erdmann.“

Die Stimmung hebt sich also sichtlich überall. Und das ist kein Wunder, denn die Offiziere sind in ihrer besten Laune, der Wein ist ausgezeichnet, und so viele hübsche, fröhliche junge Damen hat das Kasino schon lange nicht in seinen Wänden gesehen. Dazu die famose Musik der Bataillonskapelle, die sowieso schon allein ganz anders ins Blut geht als eine gewöhnliche Feld- und Wiesenkapelle.

„Ich hätte Ihnen eigentlich böse sein sollen, Herr von Götsch“, sagt Rita Wüllner, „weil Sie sich in den letzten Wochen so rar gemacht haben. Nicht einmal zu unserm Sommerfest waren Sie gekommen.“

„Ich hatte mich entschuldigt, gnädiges Fräulein“, gibt Götsch lächelnd zurück. „Und bitte nochmals um Verzeihung.“

Elegante Verbeugung. Handkuß. Rita Wüllner hat es gut verstanden, ihren Partner in eines der kleineren, für die Jugend zum Ausruhen bestimmten Seitenzimmer zu lenken. Einige Paare sitzen schon da, die so mit sich beschäftigt sind, daß sie nicht stören. Man kann also ziemlich ungeniert plaudern. Götsch hat seine gute Laune wiedergefunden. Schließlich kann kein junger Mann, am wenigsten ein schneidiger Leutnant, in der Nähe eines hübschen jungen Mädchens, das einen sichtbar vor andern bevorzugt, mißgestimmt bleiben. Man braucht deshalb der Herzallerliebsten nicht untreu zu werden. ‚Ganz gewiß nicht, Lenel‘, denkt Hans von Götsch froh.

„Es sah wundervoll aus, Herr Leutnant, wie Sie heute vormittag in der Kirche so unbeweglich neben den Fahnen standen. Nein zum Fürchten und — ja, auch schönen Dank für den stummen Gruß, Herr von Götsch.“

Sie funkt ihn von der Seite mit den Augen an. Er stutzt einen Augenblick. Ein stummer Gruß? Für sie? Ach ja, sie saß ganz in Lenels Nähe. Sonst hätte er ja die Lenel noch viel länger angesehen.

„O bitte“, sagt er. „Gern geschehen.“

Er spürt den leichten Druck ihrer Schulter. Na ja, ein pikantes, rassiges Geschöpf ist sie schon, geht es ihm durch den Kopf. Und nebenbei eine Bombenpartie, worauf ihn ja der Herr Hauptmann Witzleben erst kürzlich hingewiesen hat.

„Jetzt haben Sie doch, da das viele Exerzieren zum Bataillonsfest vorüber ist, wieder mehr Zeit? Oder kommt nun was anderes an die Reihe?“

Götsch lächelt.

„Dienst ist immer, gnädiges Fräulein.“

„Auch Tennisspielen ist Dienst, Herr Leutnant. Und Spazierenreiten“, sagt Rita Wüllner sehr offenherzig. „Oder sind Sie vielleicht gar anderweitig — engagiert?“

Forschend ruht ihr Blick in seinem Gesicht, das sie am liebsten zwischen beide Hände nehmen möchte. Geht da nicht

eine flüchtige Röte über seine Züge hin? Sie preßt die weißen, kleinen Zähne in die Unterlippe. Drohend hebt sie den Zeigefinger. Es sieht sehr hübsch und kokett aus.

„Aber Gnädigste", beteuert Götsch etwas unsicher.

Es durchzuckt ihn schreckhaft: Sollte vielleicht doch etwas von seiner mißglückten Werbung um die Lenel durchgesickert sein? Es ist allerdings kaum anzunehmen. Immerhin — vielleicht, daß der gute Wendolin da was geschwatzt hat? Das läuft dann schnell in so einer kleinen Stadt herum.

Ach, Unsinn. Auch Wimmer weiß doch nichts Genaues. Und der alte Berger sagt gewiß nichts.

„Die Herren Leutnants sind manchmal leichtsinnig", bemerkt Rita Wüllner mit hochgezogenen Brauen.

„Oh, wirklich?" lacht Götsch fast belustigt. „In welcher Weise zum Beispiel?"

Sie klopft ihm leicht mit der Hand auf die Wange. Ihr roter Mund steht ein wenig offen. Ein verwirrendes Lächeln flattert um ihn. Er müßte nun eigentlich diese vorwitzige Hand wieder an die Lippen ziehen und zur Strafe vielleicht sogar noch den roten Mund dort, um den es eben wie feiner Spott geht, nicht unbestraft lassen. Weiß Gott, sie wartet vielleicht sogar darauf. Es geht ein eigener Zauber von diesem Mädchen aus.

„Aber Sie sind wohl doch nicht leichtsinnig genug", sagt sie mit verhaltener Stimme, „hm?"

Ihr Gesicht ist ihm sehr nahe. Ihre Hand ruht auf seinem Arm. Er ahnt, daß er jetzt sehr „leichtsinnig" sein könnte, ohne daß es ihm Rita Wüllner übelnehmen würde. Es irrlichtert in ihren Augen. Es lockt und lockt. Ein Kuß auf diesen Mund, und — es braucht nur ihre Mutter oder einer der Herren Hauptleute hinzuzukommen — dann ist er gefangen! Er kommt nicht los von diesem Blick. Es steckt ein kühner, weiblicher Wille dahinter. Aber er kennt dieses Schillernde in ihrem Wesen. Sie wartet auf den Kuß. Und sie erwartet vielleicht auch, daß jemand hinzukommt. Sie *will* vielleicht diese Situation — wie? Es ist nicht Leneles klarer Blick in ihren Augen. Diese Augen hier brennen — und verlangen.

Ein Leutnant, der eine Rita Wüllner hier küßt, hat zu wissen, was er danach zu tun hat. Und eine Rita Wüllner, die sich hier von einem Offizier küssen läßt, weiß, was sie will.

Vom Saal her klingt wiegende Tanzmusik.

‚Blöde Situation!' denkt Götsch wütend. Einfach aufstehen. Aufforderung zum Tanz, fertig.

Da schnarrt eine Stimme neben dem Tisch:

„Darf ich bitten, gnädiges Fräulein? Gestatten, Herr Leutnant?"

Es ist Ferdinand Eberstein. Die Narbe auf seiner Stirn glüht. Rita Wüllner wendet kaum merklich den Kopf. Eine kleine, steile Falte steht über ihrer schmalen Nase, deren Flügel leise vibrieren. Dann beugt sie sich wieder Götsch zu. Eberstein kneift ein Auge zusammen und lächelt ironisch. Er wiederholt seine Frage. Es ist eine Ungezogenheit.

‚Der hat mir gerade noch gefehlt!' denkt Götsch in seiner Verwirrtheit, sieht Eberstein verwundert an und sagt:

„Sie sind lästig, Herr."

Dem steigt das Blut in die Stirn. Seine Mundwinkel verziehen sich auf eine fatale Art. Der genossene Wein steigert seine heimliche Wut.

„Verzeihung, ich wußte nicht, daß Sie zwei Bräute haben", murmelt er giftig.

Hans von Götsch fährt mit einem Ruck von dem kleinen Sofa hoch und steht kerzengerade vor Eberstein.

Ein kräftiges Wort liegt ihm auf der Zunge, aber er unterdrückt es im letzten Augenblick noch. Man ist im Kasino, man hat einen halb sinnlosen Gast vor sich. Damen sitzen in der Nähe. Mit gewaltsamer Ruhe sagt er leise:

„Ich würde an Ihrer Stelle gleich nach Hause fahren. Aber ich würde mich hüten, in Zukunft noch anonyme Briefe zu schreiben."

So, das wäre erledigt.

Er macht eine knappe Verneigung.

„Aber was ist denn?" ruft Rita Wüllner etwas zu laut. „Was fällt Ihnen denn ein, Herr Eberstein?"

Es paßt ihr wirklich nicht, daß er dazwischengekommen ist. Und was er da eben gesagt hat von zwei Bräuten — was soll das bedeuten?

Eberstein ist mit einem Male weiß im Gesicht geworden. Er stößt einen kurzen, dumpfen Laut aus, den die Musik übertönt, hebt den Arm —

In der Nähe ist jemand vom Stuhl aufgesprungen. Es ist der Oberleutnant Wedel. Mit einem schnellen, festen Griff zieht er dem Wütenden von hinten den Arm herunter, bevor die Faust Unheil anrichten kann.

„Na, aber", raunt er.

Eberstein dreht sich um. Sein Lächeln ist verzerrt.

„Immerhin, ich hätte zugeschlagen."

„So", stottert Wedel verdutzt. Götsch nickt leichthin.

„Ich habe es gehört", sagt er.

Und dann ist Eberstein durch die Tür verschwunden. Das Ganze hat wohl nur wenige Sekunden gedauert, ist den wenigsten in dem kleinen Raum aufgefallen, und im Saal hat überhaupt niemand etwas gemerkt.

„Darf ich bitten?" sagt Hans von Götsch zu Rita Wüllner und führt sie zum Tanz.

Sie ist blaß geworden.

„Was bedeutet denn das, Herr Leutnant?" fragt sie erregt.

Er antwortet gleichgültig:

„Der wilde Ferdinand hat wieder mal seinen Koller gekriegt. Nichts von Bedeutung. Ein leicht aufgeregter Herr."

Sie tanzen bereits. Rita wagt ein Lächeln.

„Aber er wollte doch ... Sie werden sich doch nicht etwa schlagen, Herr von Götsch, nur weil ich nicht mit ihm tanzen wollte und er ungezogen wurde?"

Ein prickelnder Schauer überläuft sie. Sie wittert eine Sensation. Götsch sagt gelassen:

„Wo denken Sie hin? Der Mann war doch nur eifersüchtig. Und das kann man ihm ja vielleicht nicht verdenken, wie? Aber denken wir nicht mehr daran, Gnädigste."

Er ist jetzt ganz ruhig und kühl. Und er weiß, daß ihm Rita Wüllner nie mehr — auch nur für einige verworrene Augenblicke — gefährlich werden kann. Denn diese wenigen Augenblicke kosten immerhin aller Wahrscheinlichkeit nach — einen dreimaligen Kugelwechsel.

*

Wendolin Wimmer feiert den Tag — oder vielmehr den Abend — auf seine Art. Er ist mit seiner geliebten Anna raus in die Berge gefahren. Anna hat was Feines zum Abendessen mitgenommen, und Wendolin spendiert dazu das Bier. Lange sitzen sie in einem romantischen Wirtshausgarten. Er ist nicht der einzige Soldat im grünen Rock, der da mit seinem Mädel scharmutziert. Heute sind die Jäger überall anzutreffen, in der ganzen Umgegend. Denn es gibt überall in den Dörfern propre Jägerbräute.

Am schönsten ist dann natürlich der Heimweg durch den lauen Abend. Die Wiesen duften stark — es wird gemäht —, hier und da liegen die Heuhaufen noch in hohen Bergen und laden förmlich ein zu einer behaglich-kuscheligen Rast.

Es ist selbstverständlich, daß sich Wendolin und Anna eine solche Einladung nicht entgehen lassen.

Also sitzen sie denn bald in einem dieser duftenden Heuhaufen und haben für eine Weile die Welt um sich herum vergessen. Was sie jetzt gegenseitig interessiert, das ist — Annas roter Mund, Wendolins temperamentvolle Umarmungen, ihr Liebesgeflüster und die herrliche, sternenvolle Dunkelheit.

Zwischendurch triumphiert Wendolin Wimmer:

„Du, Anna, ich habe jestern zwanzig Mark und fuffzig Pfennig einkassiert. Fein, was?"

Vom Rasieren und Haarschneiden nämlich. Er ist doch als gelernter Friseur nebenbei auch Verschönerungsrat für seine Kompanie. Die Mannschaften haben sich gestern zur Feier des heutigen Tages alle „feinmachen" lassen. Netter Nebenverdienst. Sozusagen eine Entschädigung dafür, daß auch er in den letzten Wochen mit „gebimst" worden ist und den Parademarsch mitmachen mußte. Daher ist er auch seit einiger Zeit wieder in der Kaserne einquartiert gewesen, bei seiner früheren Inspektion, und erst morgen wird er wieder seine Burschenbude in Götschs Wohnung beziehen.

„Anna, was machen wir mit den zwanzig Emmchen?"

Anna tippt ihm mit dem Zeigefinger gegen die Stirn

„Die bringst de zur Sparkasse."

„Auwaih!"

„Am besten, du gibst sie mir, du kleener Berliner. Denn komm' sie bestimmt auf die hohe Kante."

„Trauste mir nich, Anna?" grient Wendolin.

„Och, Wendolin, bei euch Berlinern weiß man ja nie nich —"

„Bei mich weißte, Anna! Ick bin dir treu! So schön kochen kann keine wie du."

„Och, Wendolinchen —"

Stumme Szene. Der Mond grinst ein bißchen.

„Jut, ick jeb se dir, die zwanzig Eier. Hast recht. In eenem Jahr müssen wir unsern Balbierladen haben. Und denn wird jeheiratet, Süße. Und eine Hochzeit wird jefeiert, daß die janze Mulackstraße in Berlin zusammenlooft und sagt: ‚Seht ihr woll, das is der Wendolin Wimmer, der wo bei die Fünfer Jäger war, und das is die Anna Czibulka, die ihm nie nicht hat hungern lassen. Nu ruht Gottes Seger uff se!'"

Anna schluchzt vor Wonne, als sie das Wort Hochzeit hört. Sie schlingt die drallen Arme fest um Wendolin, daß ihm fast die Luft ausgeht.

„Ach, Wendolin, wenn es erst so weit ist — denn — denn —"

„Was is 'n denn, Anna?"

„Denn mach' ich dir die Erde zum Himmel!" seufzt sie berauscht. „Und 'n Damensalon darf nicht fehlen."

(Fortsetzung folgt)

Die beiden Schwestern

Eine heitere Frühlingsgeschichte von Rudolf Behrens

Hella hat die Reifeprüfung bestanden. Sie plagt sich mit Zahnschmerzen und klagt dem Zahnarzt ihr Leid. „Mir tut die zweite Wurzel aus zwei so weh, Herr Doktor! Ich halte es nicht mehr aus."

„Sie haben eine Wurzelhautentzündung", entgegnete der Arzt. „Die Pein wird länger dauern."

„Ist die Wurzel vielleicht irrational?"

„Der Unendlichkeit werden wir beikommen, indem wir die Wurzel ziehen."

„Wollen Sie nicht lieber eine cardanische oder trigonometrische Lösung versuchen?"

„Versuchen will ich gar nichts. Ich will die faule Wurzel ziehen. Mund auf!"

„Au! Au!" schreit Hella, zuckt zusammen und schlägt die Augen auf. Am Bettrande sitzt ihre jüngere Schwester, die vor zwei Tagen aus dem Arbeitsdienst heimgekehrt ist. „Aufstehen, Langschläferin! Es ist bald Mittag."

„Und die zweite Wurzel aus zwei?" fragt Hella noch halb im Traum.

„Stecke Deinen mathematischen Kopf in die Waschschale! Schluß mit der sphärischen Trigonometrie! Jetzt fängt das bürgerliche Rechnen an. Wieviel Taschengeld hast Du noch? Wir wollen uns heute abend den neuen Greta-Garbo-Film ansehen."

Mit einem Sprunge hüpft Hella aus dem Bett. Sie schüttelt ihre blonde Mähne, doch den Examensdämon wird sie nicht los. Im Spiegel sieht sie ihr Bild und betrachtet ihre Kopfform. „Du, Hedwig", sagt Hella zu ihrer Schwester, „die Anneliese ist eine dumme Gans. Sie hält mich für ein ausgemendeltes fälisches Produkt. Vergleiche einmal meine Schädellänge! Was sagst Du?"

„Ich sage, Du sollst Dich jetzt lieber in die Klamotten stecken, als vor dem Spiegel Rassenstudien treiben. Vor Tisch muß die Kammer fertig sein. Deine Haussaulenzia ist nach der Reifeprüfung vorbei. Ab heute wird mit zugegriffen!"

„Wie stellst Du Dir meine Umstellung von gestern auf heute vor, wenn sie dem Erbgang in mir widerspricht? Großvater war Zeichner, Vater ist Journalist und schreibt Kurzgeschichten."

„Und Du bist Abiturientin und willst Deine Finger nicht schmutzig machen. Ich habe denselben Großvater und Vater und muß trotzdem Hausarbeit machen."

„Sie hat sich an Dich gewöhnt. Vielleicht bist Du eine Mutation."

„Ich danke für Dein Kompliment. Du bist meine Schwester. Wenn Du auch älter bist, so bist Du doch für die Hausarbeit ab heute mein eineiiger Zwilling. Merk Dir das!"

„Mit Dir kann man über Biologie nicht reden."

„Besser ist, danach zu handeln. Wenn Du auch viele Bücher auswendig weißt, deswegen kannst Du Deine Erbanlage nicht um ein Chromosom vermehren. Uebrigens machst Du die Kammer heute allein fertig. Ich helfe in der Stube."

Hella hat die Betten gemacht und holt den Staubsauger. Er versagt. Sie macht sich den Fehler wissenschaftlich klar, prüft die Leitung auf Dreh- und Wechselstrom, untersucht die Spannung und Voltstärke und sieht in den Apparat hinein. Vergeblich orakelt sie über das Geheimnis des Dynamos, nimmt ein Lehrbuch der Physik zur Hand und vertieft sich in das Kapitel der Berührungselektrizität. Mitten in die Auseinandersetzungen über technische Hilfsmittel und physikalische Kräfte, die in den Haushaltungen Verwendung finden, platzt Hedwig hinein: „Ha! Ertappe ich Dich mit einem Schmöker? Warte nur! Ich bringe Deine Schwarten noch auf den Scheiterhaufen, wenn Du sie nicht bald vergißt. Ich bin mit der Arbeit fertig, und Du hast nicht die Hälfte getan."

„Der verflixte Staubsauger geht nicht. Ihm ist die Umarbeitung auf 220 Volt nicht bekommen. Ich suche nach dem Fehler."

Hedwig sieht das Gerät an, betastet das Kabelende und lacht. „Physik zwei — Staubsaugen fünf! Wo kein Kontakt ist, fehlt auch der Strom. Der Draht ist abgerissen ... In zwei Minuten haben wir den Schaden kuriert. Uebrigens, wenn Du fertig bist, geht es an den Kochtopf und nicht ans Klavier. Es gibt Weißkohl und Hammelfleisch. Der Küchendienst wird nunmehr umschichtig versehen."

„Ich mache Dir einen Vorschlag, Hedwig. Du überwachst den Herd und den Geschmack der Speisen, während ich die Nährstoffe auf ihre Kalorien prüfe. So gehen Chemie und Kochkunst Hand in Hand."

„Das könnte Dir passen! Ich ziehe den Küchenkittel an, und Du erscheinst im Nachmittagskleide. Ich wasche Geschirr ab, aber Du überlegst Dir, welcher Pudding Deiner Zunge morgen der liebste ist, und begründest das wissenschaftlich. Ich habe im Arbeitsdienst gelernt: Iß Dich satt und arbeite Dich aus! Bislang hat die Mutter für uns gesorgt. Jetzt soll sie es einmal gut haben, wenigstens solange uns kein Beruf plagt und wir im Hause sind."

Hella denkt über ihre Haushaltungsrolle nach und versucht, ihre Lage mit der Philosophie der Mystiker in Einklang zu bringen. Auf dem Nachmittagsbummel durch den Stadtwald bekommt der Examensdämon wieder Gewalt über sie. Hella entdeckt am Boden Kaseneisenstein und knüpft daran eine Betrachtung über das Alter der Erde und die Verwendbarkeit der Gesteine. Hedwig ergötzt sich an Knospen und lacht schelmisch die Sonne an.

„Aber Fräulein Hella! Sie machen ja ein Gesicht wie die Statusquo-Leute nach der Saarabstimmung." Mit einem hellen Lachen sagt Hans Wilenus seinen Glückwunsch zur bestandenen Reifeprüfung. Er hat es in der Zeitung gelesen. Eine leichte Röte flammt auf Hellas Wangen. Sie dankt und ist etwas verwirrt.

„Herr Doktor!" mischt sich Hedwig ins Gespräch. „Sie sind Mediziner. An meiner Schwester finden Sie ein dankbares ärztliches Kuriosum. Sie hat den Examenswurm. Wenn Sie ihn entdecken und meine Schwester heilen, können Sie ein berühmter Mann werden."

Wilenus schmunzelt: „Ich will mir Mühe geben."